Der Schulausflug.

Skizze von Otto Rudolf.

„Meine lieben Jungen,“ sagte Oberlehrer Dr. Behring zu den Quartanern, ehe er an dem heißen Sommervormittag den Unterricht schloß, „ich habe mich in den letzten Wochen über meine Klasse direkt gefreut. Und da wir vor den großen Ferien ja in diesem Jahre noch einen Schulausflug hatten, möchte ich euch diesmal extra belohnen, und mit euch zwei ganze Tage wandern, streifen, Rheinsberg, die alte, denkwürdige Stadt, mit Schloß, Parkanlagen und Denkmälern, werde ich euch zeigen und gleichzeitig alle historischen Stätten ringsum aufsuchen. Mit drei bis vier Mark Nacht- und Unterkunftskosten wird jeder von euch auskommen, genügend Proviant wird natürlich in den Rucksäcken für die zwei Tage mitgenommen werden müssen. Um mich aber über eure Teilnahme schon jetzt ungefähr zu orientieren, frage ich noch dieses: Wer von euch würde die Erlaubnis zu einer zweitägigen Partie von den Eltern wohl nicht bekommen?“

Unter den zweiunddreißig Schülern brach ein freudiger Tumult los.

Natürlich durften alle mit... das war ja ganz selbstverständlich bei so einer herrlichen Tour.

Nein, doch nicht. Ein Arm, ein ganz magerer, der in einer ziemlich ausgewachsenen Matrosenbluse steckte, hob sich.

„Na... Heinz?“

Dr. Behring bekam ordentlich einen Schrecken vor den trostlosen Knabenaugen.

„Du würdest also nicht mitdürfen?“

Der Junge schüttelte den Kopf. In dem feinen, blassen Gesicht zuckte es wie richtiges Kinderweinen.

„Warum denn nicht, Voltmann?“

„Weil es zu teuer ist“, sagte der Knabe überzeugt.

Die ganze Klasse lachte und protestierte.

„Hoch... teuer... red' doch keen Blech, Mensch... drei bis vier Märker .. gar nischt is det.“

„Rrrruhe!“ donnerte der Klassenlehrer. „Jedenfalls kannst du deinen Vater mal schön von mir grüßen, und er möge es dir doch erlauben, wenn es irgend möglich ist,“ sagte er zu dem reglos dastehenden Jungen.

Der setzte sich, und Dr. Behring sprach noch ein weiteres von der geplanten Tour, bestimmte Treffpunkt und Zug für den nächsten Morgen, der ein Sonnabend war, und der Unterricht wurde geschlossen.

Heinz Volkmann lief den lachenden und ulkenden Kameraden beim Heimweg voraus. Es war eine regelrechte Flucht.

Im elterlichen Hause stieß er auf der Treppe mit dem Vater zusammen.

„Na,“ sagte der, indem er sich die Schweißperlen von der Stirn wischte, die der heiße Tag erzeugt, „fleißig gewesen, Bengel?“

Heinz nickte mit rotem Kopf. Aber er bekam kein Wort heraus. Auch im Korridor oben, wo ihm die Mutter Mappe und Frühstückstasche abnahm, konnte er noch nicht sprechen. Er drückte nur für einen kurzen Augenblick das Gesicht an Mutters kühle, blaue Schürze, und sie strich ihm in flüchtiger Eile über das Haar.

Die jüngere Schwester, die schon eine Stunde früher aus der Schule heimgekommen war, tobte mit dem kleinen Bruder herum, im Eßzimmer war der Tisch gedeckt, und Vater ging in die Küche, um sich eine Flasche Weißbier unter der Wasserleitung kaltzustellen. Es war alles wie gestern und alle Tage sonst, und doch... Heinz fand alles verändert. Wie ein drohendes Gespenst ging die Angst neben ihm her und lähmte seine Bewegungsfreiheit.

„Dr. Behring läßt grüßen“... wenn er wenigstens erst diesen einen Satz herausgehabt hätte.

Da... Vater lachte. Er scherzte mit dem kleinen Bruder und Grete; er war also guter Stimmung, ach vielleicht erlaubte er es doch.

Nun saß man bei Tisch und aß.

Die Mutter, die zuerst Vater vorgelegt und den Kleineren das Fleisch geschnitten hatte, fand zum erstenmal Zeit, ihren Aeltesten anzusehen.

„Aber Junge,“ sagte sie, „wie siehst du denn aus? Nun guck bloß, Hermann, wie die Hitze den Kindern schadet! Ganz weiß ist der Junge.“

„Unsinn... schadet... die Hitze macht das nicht, was ausgefressen wird der Bengel haben. Mir kam das schon auf der Treppe verdächtig vor, daß er den Mund nicht auftun konnte.“

„Dr. Behring läßt grüßen“, sagte da Heinz wie eingelernt. „Und weil das Wetter gerade so fein is, machen wir 'ne Tour auf zwei Tage, nach Rheinsberg... ja... Sonnabend und Sonntag.“

„So“, sagte der Hausherr ruhig. „Kostenpunkt?“

Der Junge antwortete nicht gleich. Er blickte auch nicht von seinem Essen auf und hatte es vollständig vergessen, daß es Mohrrüben waren, die er da so wild herunterschlang. Mohrrüben ab er sonst nur mit gerissem Widerstreben.

„Kannst du nicht sprechen?“ kommandierte der Vater laut.

„Du darfst ja mit, es wird ja zu teuer nicht werden“, trösten die Mutter, trotzdem ihre Angst ein wenig verstärkend, als sie das gereizte Gesicht ihres Mannes sah. „Ich weiß ja, du schläfst dann irgendwo auf dem Heuboden oder in einem Zeltzelt... ich gebe die eine Mark dazu, Heinz.“

„So, wirklich, no ja, du bekärtst ja den Jungen noch in seiner Mutterkomplexität, wenn du immer dazwischen redest“, ereiferte sich der Vater noch mehr. „Also raus mit der Sprache, was kostet die Geschichte?“

„Drei bis vier Mark, hat Dr. Behring gesagt, und du möchtest es mir diesmal doch erlauben“, sagte Heinz mutig und schnell.

„Sehr gut,“ lachte der Vater, „das soll wohl ein Druck von der hohen Schule aus sein! Drei bis vier Mark... ja... mein Herr Sohn macht dafür Landpartien, während unsereiner sich nicht mal einen anständigen Schoppen bei der Hitze leistet und sein brav das warme, selbst abgezogene Weißbier heruntergießt. Nee, mein Junge, so was machen wir nicht!“

„Laß man, Heinzel, wir gehen Sonntag auch irgendwo raus, drei bis vier Mark, es wird sicher vier Mark kosten, ist auch viel Geld und noch dazu Ende des Quartals“, tröstete die Mutter. Aber ihr war gar nicht wohl dabei, als sie das Gesicht ihres Jungen sah.

Nach Tisch, als die Größeren bei ihren Schularbeiten saßen und ihr Mann Zeitung lesend auf dem Sofa lag, ging sie fortwährend um dieses Sofa herum, zupfte hier an der Decke und tat sich dort was zu schaffen und wußte doch nicht, wie sie ihren Mann umstimmen sollte.

„Was läufst du denn heute fortwährend im Zimmer umher?“ fragte der Mann endlich, die Zeitung zusammenknifend und in dem heißen Raum unruhig das harte Sofakissen beiseite werfend. „Du machst einen ja ganz nervös.“

Sie saß schon bei ihm, nahm vorsichtig seine Hand.

„Hermann... der Junge tut mir so leid... vielleicht... vielleicht erlaubst du es ihm diesmal doch mit dem Ausflug“, bat sie weich.

Er riß sofort die Hand aus der streichelnden neben ihm.

„Denkst du, ich sitze auf dem Geldsack“, brauste er los. „Denkst du, ich machte nicht auch mal gern so einen Ausflug für mehrere Tage mit, aber solch' besseres Essen im Verein, oder kauft' mir 'n neuen Hut oder 'ne anständige Lüsterjoppe bei der Hitze? Nee... nischt tut man sich an, alles geht für den Haushalt und die Jören darauf, die besten Schulen bezahlt man als kleiner Beamter! Rede du bloß nicht, der Junge bleibt hier, und damit basta!“

Die junge Frau redete auch nichts mehr. In ihrer stillen Art stand sie von der Sofakante auf und ging aus dem Zimmer. Den ganzen Nachmittag überlegte, kämpfte und rechnete sie. Bis zu 1. Juli waren es noch zehn Tage, ein bis zwei Mark würde sie vielleicht bis dahin vom Wirtschaftsgeld noch erübrigen können... ja... dann hatte sie noch das Jubiläumsgeld vom Vater, ein blanker, neuer Taler war das, den ihr der alte Herr aus Leipzig geschickt hatte zum Geburtstag. Sie hätte ihn zwar gern als Andenken behalten und sich mal eine Brosche daraus machen lassen, aber, wenn man ein geliebtes und braves Kind hat, das sich dafür eine große, große Freude schaffen könnte, ein Stück Jugendglück da draußen im Sommerwalde mit den Kameraden... wozu sollte dann so totes Geld im Kasten liegen?

Am Abend, der Vater hatte Spätdienst, beugte sich die Mutter noch einmal über das Bett ihres Großen, der nach dem gemeinsam mit den Geschwistern gesprochenen Gebet mit starren Augen durch das Fenster auf den letzten, hellen Lichtstreifen des langen Tages sah.

„Heinz,“ sagte die Mutter, „ich habe dir eben deinen Rucksack gepackt, denn mir fiel ein, daß ich noch Geld von Großpapa habe, das... das ich ja gar nicht brauche. Also du darfst mit, ich stehe morgen um fünf Uhr auf und wecke dich.“

Der Junge war in seinen Kissen hochgefahren. Direkt an Mutters Hals, direkt an Mutters lächelnden, stotternden Mund.

„Hat's Vater erlaubt?“

Einen Augenblick mußte Heinz auf die Antwort warten.

„Kümmere dich nur darum nicht weiter, Junge, ich mache das schon allein ab mit Vater morgen. Du... du kannst ja morgen früh dich ein bissel leise anzieh'n, ich sage Vater es erst, wenn du weg bist.“

Da war Heinz beruhigt. Was Mutter auf sich nahm, ging immer gut für die Kinder aus. Und vor lauter Glück wußte er sich wirklich nicht weiter zu helfen, als das heimliche Summen und Singen in der Brust, das vorher so schmerzhaft und versteckt gewesen, durch lautes Jubeln zu befreien.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt!“ sang er an. Mutters Hand hielt tastend und hielt zitternd. Und die wüßten, daß heimliche sozialistische Gleichmacher machten von diesen unerwachsenen Kindern zu fühlen Stimmen nach einmal auf und frühen mit.

Und da fühlte sich die Mutter vielleicht für den Kampf, den sie mit ihrem Mann später noch durchzukämpfen hatte.

* * *

Hermann Volkmann hatte noch niemals in seinem Amte so gefehlt wie heute.

Verärgert und mißgestimmt stand er an seinem Schreibpult und blickte alle Augenblicke von der langen Zahlenreihe auf dem gelben Kassenjournal durch das offene Fenster, das auf einen alten, rauchgeschwärzten Hof hinausging.

Eigentlich hatte er noch nie empfunden, daß der Hof so häßlich und schmutzig war. Er hatte sich sogar sehr oft über die vielen, bunt blühenden Topfgewächse gefreut, die arme Leute sich da drüben so sorgsam an langen, grünen Stöcken hochgebunden hatten. Heute sah er diese Blumen gar nicht. Nur den schwarzen Ruß an der Mauer, nur bestaubte Fensterscheiben und zahllose Tintenflecke auf dem gelben Holz des Schreibpultes vor sich.

Er arbeitete seit zwei Tagen in dem schmalen Zimmer allein. Sein Kollege war auf Urlaub, und die nächsten vierzehn Tage würde er dann frei haben... ja! Frei zum Schlafen und zum Essen, und zum Wandern in Berlin und näherer Umgebung, die er schon zur Genüge kannte. Weiter hinaus kam er nicht, seit die drei Kinder da waren und zwei davon gute Schulen besuchten. Immer in derselben Tretmühle Tag für Tag... Jahr für Jahr.

So... den dicken Brummer hatte er glücklich erwischt. Mit einer wahren wütenden Mordlust war Hermann Volkmann auf die große Fliege losgestürzt, die seit einer Viertelstunde mit einem furchtbaren Gesumm an den weißen Wänden herumturnte. Das kühlte ordentlich das heiße Blut, wenn man so ein aufdringliches Tier totgeschlagen hatte.

„Aber Mensch, was machst du denn da?“ fragte da plötzlich eine lachende Stimme dicht hinter ihm. „Rennst wie ein Wilder umher und siehst und hörst nischt von dem alten Freunde, der sich nur mit großer Mühe durch das Labyrinth von Gängen in einer kaiserlich königlichen Amtskasse durchgefunden hat. Guten Tag, altes Haus!“

Hermann Volkmann starrte in das sonnengebräunte, runde Gesicht und mußte erst eine ganze Weile überlegen, ehe er wußte, wer dieser alte Freund eigentlich war.

„Wahrhaftig... Kurt... Kurt Häuser... ja, wie kommst du denn von Aachen nach Berlin? Das ist bei der Hitze ja 'ne liebliche Strecke.“

Die beiden Männer und Jugendfreunde schüttelten sich die Hände und musterten sich gegenseitig.

„Ja, wie man so auf seiner Urlaubsreise auch mal leichtsinnig wird und Berliner Pflaster schmecken will! Ich störe dich doch nicht gerade bei einer wichtigen Arbeit?“

„I Gott bewahre... mein Dienst läuft mir sobald nicht fort für heute. Setz' dich nur.“

Der Dicke turnte auf den ungewohnt hohen Amtsschemel herauf und fragte, erzählte und lachte. Der ganze kahle und heiße Raum war plötzlich verwandelt.

„Weißt du noch... und erinnerst du dich noch?“

Hermann Volkmann mußte in die vergessensten Winkel seines Herzens hineingreifen, um die Fragen beantworten zu können. Seine Schulzeit rollte vor ihm auf, rheinische, heimische Täler und Höhen sah er wieder, und neben ihm der kleine, anhängliche Häuser, sein bester Freund.

...„Und daß ich nun keinen Jungen habe wie du, um das alles an ihm wieder neu mit zu erleben, das Stürmen und Sehnen, das Toben und Drängen, das Singen und Wandern... Mensch, das ist oft 'ne ganz blödsinnig wehmütige Sache“, schloß dieser Freund gerade einen sehr langen Satz.

„Aber... aber, ich bekam doch die Anzeigen,... Kinder hast du doch?“ meinte der andere, mit einem merkwürdig rauhen Kratzen im Halse.

„Ja, Mädels... viere“, sagte der Dicke mit einem kläglichen Lachen. „Alle dick und rosig und semmelblond wie ihr Vater, brave, liebe Tierchen, aber das haben sie natürlich von der Mutter. Als der vierte kein Junge war, habe ich abgeschlossen mit der Hoffnung, Gymnasiastenmützen zu kaufen, Ruckäcke und Wanderliederbücher für einen Sohn. Du hast natürlich zweie, die sehe ich mir noch an, ehe ich weitergondele.“

„Ja,“ sagte Hermann Volkmann, „meine Frau wird sich sicher sehr freuen.“

„Und unsere wunderbaren Schulpartien, Mensch... denkst da noch d'ran? Der dünne Rümmler mit seiner dicken Botanisiertrommel, die Tage auf der Landstraße, die Nächte im Heuboden, und jeder Siebbrunnen am Wege mit Sturm belagert, als ob das die Not darin nicht teuer genug erkauft werden konnte... 'ne Jugend hatten wir gerade noch, die reicht einem immer näher hab, wenn man jetzt oft als Stoll in Not und Mühsalen 'rumläuft.“

Viel mehr sagte der andere nicht. Aber er sah ganz angenehm verschwommen hin und hatte einen noch viel heiteren Kopf als vorher. Was der schwere Wein bei so heraus? Was kam denn da in trockenen Kehlen auf ihn zu und grüßte ihn und rüttelte an ihm und warf seine ganze herzenstestische Körperlichkeit mit einem Schlage um und um? Wer hat die Jugend? Seine eigene, längst verlorene geglaubte Jugend, aber einen die seinen blassen, fleißigen Jungen, in der er die eigene wiederfinden konnte, wenn er sich doch die Mühe gab, zu suchen? Die er als Vater schmücken konnte mit Herzenslust, Narren und halten, damit sie Heinz später auch hochzeit, in der Erinnerung an Vaterhaus und Schulzeit... wie dieser hier von sich erzählt.

Der redselige Freund war plötzlich auch verstummt. Er mußte wohl bei seinen breiten Schilderungen etwas im Gesichte des Aelteren entdeckt haben, daß ihm zu bedenken gab. Hager war der lange Hermann geworden, noch hagerer, als er früher als aufgeschossener Junge gewesen. Und um den Mund so feine Linien, wie sie Verbitterung und Aerger eingraben.

„Blödsinnige Hitze hier bei dir“, sagte der Dicke tiefsinnig und begann jetzt auch nach einem aufdringlichen Brummer zu schlagen. Kannst du nicht für eine Stunde mitkommen, einen besseren Erinnerungsschoppen irgendwo in der Nachbarschaft mit mir zu trinken? Morgen habe ich hier noch geschäftlich zu tun, aber Sonntag sehe ich mir die Deinen an, und dann lade ich euch ein, irgendwo draußen im Grünen mit Kind und Kegel zu speisen, nur, jetzt hier raus aus dieser heißen Bude!“

Hermann Volkmann ging mit. Auf eine Stunde weniger Arbeit kam es heute nicht an; er konnte das bald nachholen. Aber selbst bei dem kühlen Trunk in einem nahen Restaurant blieb er ungewohnt schweigsam und schwerfällig. Und als er wieder gegen Abend an seinem gelben Schreibpult stand, um Spätdienst bis elf Uhr zu tun, sah er zwischen Zahlen und Buchstaben seiner Schreiberei nur das verzweifelte Gesicht seines Jungen, dem er so oft aus lauter Egoismus und kleinlichen Bedenken harmlose Jugendfreuden vorenthalten hatte.

* * *

Frau Volkmann war heute aufgeblieben, obwohl ihr Mann sein Abendbrot ins Bureau mitgenommen hatte und vor halb zwölf kaum zu Hause sein konnte.

Auf dem kleinen Balkon, hoch oben über der nachtstillen Straße saß sie im Dunkeln.

Jetzt schlug es elf Uhr... worauf wartete sie eigentlich noch, eine halbe Stunde war noch eine lange Zeit, wenn man müde und mutlos und schwach von der vielen häuslichen Arbeit war.

Aber es verging keine halbe Stunde mehr, bis Hermann kam. Zehn Minuten nach elf wurde die Korridortür aufgeschlossen, dann tappten merkwürdig leise Schritte zum Kinderzimmer, machten da halt, und dann war wieder alles still.

Die junge Frau sprang auf und suchte ihren Mann. Sie kam gerade dazu, wie er seine Taschenlaterne anknipste und Heinz, der fest schlief, ins Gesicht leuchtete.

Nun fuhr er herum und blickte seiner Frau überrascht in die überwachten Augen.

„Warum bist du denn noch auf, Mariechen?“

Vor seinem ungewohnten warmen und weichen Ton vergaß sie alle Furcht und alle Müdigkeit.

Sie lag dem Manne schwer im Arm und wußte nicht einmal, ob er sie zuerst an sich gerissen oder ob sie zu ihm geflüchtet war.

„Ich bin doch ein rechter, schlechter Kerl... was?“ sagte er ein wenig unsicher, was sie darauf sagen würde.

Aber sie sagte gar nichts. Sie schüttelte nur den Kopf und drängte noch mehr gegen ihn an.

„Und... und ich hab's mir doch überlegt mit dem Jungen,“ fuhr er da beinahe verlegen fort, „er soll mit morgen... immer soll er mit, wenn es heißt, hinausziehen mit den Kameraden und dem Lehrer in Gottes schöne Welt.“

„Hermann!“

Die junge Frau hielt sich erschrokken vor dem eigenen lauten Ruf den Mund zu. Die Kinder schliefen alle drei, und unerwartet Glück muß man leise grüßen.

Der Gerufene aber leuchtete noch einmal in das Gesicht seines großen Jungen.

„Er lacht,“ sagte er aufatmend, „er läuft vielleicht im Traum schon weite Wanderwege, wie ich früher als junger Bursche... Aber davon erzähle ich dir morgen... sonst fällt mir mein müder Schatz noch um, ehe er im Bett liegt.“

Und geradeso, als ob sie ein köstliches und unerwartetes Geschenk erhalten, blickten sie sich dankbar in die Augen und schlichen auf Zehenspitzen an den Betten der Kinder vorbei.

Warum ich meine Frau nahm.

Eine andere Geschichte von Hellin Frankfurt.

Wenn der Herr Oberst Ahlemann seine Frau necken wollte, dann pflegte er zu sagen:

„Nicht wahr, Dora, wir haben uns bald gefunden, daß du in meinen Rocktaschen so gut Bescheid wußtest?“

Mochte man dann ein erstaunten Gesicht, so legte er eine geheimnisvolle Miene auf und versicherte:

„Das ist mein ganzer Stolz. Ich habe meine Frau wirklich nur genommen, weil sie in meinen Rocktaschen so gut Bescheid wußte. Hätte sie das nicht getan, wäre ich nie ihr Mann geworden.“

Bat man nun um Erklärung dieser merkwürdigen Worte, so erzählte er gern die Geschichte, wie er zu seiner Frau kam, das heißt, wie er dazu kam, um sie anzuhalten.

„Ich wurde im Februar 1870 zum 4ten Infanterieregiment nach K. versetzt“, begann er „und lernte dort auf einem Regimentsball meine Frau kennen. Dora von Decken war die gefeierte Schönheit der Saison, und es gelang mir nur schwer, einen Tanz von ihr zu erhalten. Gleich beim ersten Blick hatte sie einen starken Eindruck auf mich gemacht, der sich bei persönlicher Bekanntschaft noch mehr vertiefte, und als ich sie einige Zeit danach wieder auf einem Ball traf, verliebte ich mich ganz ernsthaft in sie.

Meine Liebe schien ziemlich hoffnungslos, denn Fräulein von Decken war nicht nur ein schönes und kluges, sondern auch reiches Mädchen, und stand in dem Ruf, mit Körben recht freigiebig zu sein, und ich war ein unbedeutender, junger Infanterieleutnant, der nicht einmal über viel blendende äußere Gaben verfügte. Zudem war Schluß der Saison, und man kannte damals noch nicht die segensreichen Tennis- und Hockeyspiele, die es unseren heutigen Jünglingen und Jungfrauen ermöglichen, auch im Frühling und Sommer die im Winter angebrannten Herzensfeuer weiter zu schüren und behagliche Herdfeuer daraus zu machen. Ich konnte die Auserwählte meines Herzens nur ab und zu auf der Straße grüßen, freilich für einen jungen Mann damaliger Zeiten schon Glücks genug.

Dann kam im Sommer plötzlich die Kriegserklärung und Mobilmachung. Beim Marsch rückte unser Regiment an dem Deckenschen Hause vorbei, und ich empfing, wohl in Anbetracht der allgemeinen Liebe, deren wir Vaterlandsverteidiger uns erfreuten, von meiner stillen Flamme einen so herzlichen Abschiedsgruß, daß er für lange Zeit mein Herz erwärmte. Als ich aber wirklich ins Treffen kam, waren alle Liebesgedanken vergessen. Ich hatte das Glück, an entscheidenden Gefechten teilzunehmen und bei Gravelotte das Eiserne Kreuz zu erwerben. Später wurde ich von einem Franctireur leicht am Arm verwundet und deshalb kommandiert, Gefangene nach Rastatt zu bringen. Inzwischen war auch Straßburg gefallen, und auf dem Rückweg zum Regiment mußte ich dort einen Rasttag machen. Ich glaubte eine Erscheinung zu haben, als ich auf dem Broglieplatz Dora von Decken mit ihrem Vater traf. Sie waren, wie viele es damals taten, von K. herübergefahren, um sich die eroberte Stadt anzusehen. Vater und Tochter begrüßten mich wie einen guten alten Bekannten und luden mich ein, mit ihnen zu essen. Ich verlebte dann einen wundervollen Tag, der nur zu schnell verging, mußte viel erzählen, besonders wie ich zum Eisernen Kreuz gekommen, und wurde zum Schluß herzlich aufgefordert, später die Familie in K. zu besuchen, was ich bisher aus Schüchternheit nicht getan hatte.

Vor Belfort traf ich mit meinem Regiment zusammen und nahm an der Belagerung teil. Es war am Abend vor dem Sturm. Ich hatte mich frühzeitig zur Ruhe begeben und war bald eingeschlafen. Da erschien mir im Traum Dora von Decken. Sie trug ein weißes Kleid und hielt einen großen Strauß roter Rosen in der Hand. Deutlich hörte ich ihre Stimme, und die Worte, die sie sprach, sind mir noch heute unvergessen. Sie sagte:

„Morgen fällt Belfort und dein Regiment wird sich besonders im Kampfe auszeichnen. Du wirst nicht dabei verwundet werden, wenn du dein silbernes Zigarrenetui nicht wie gewöhnlich in der rechten, sondern in der linken Brusttasche trägst. Vergiß das nicht!“

In diesem Augenblick erwachte ich und meinte noch den Duft der Rosen zu verspüren. Es war gegen Morgen, die erste, lichte Dämmerung zeigte sich am Himmel, und ich konnte nicht mehr einschlafen. Mit geschlossenen Augen lag ich da und überdachte meinen Traum, von dessen ernster Bedeutung ich voll überzeugt war. Als ich mich anzog, nahm ich die Zigarrentasche von ihrem gewöhnlichen Platz und steckte sie in die linke Tasche.

Und es kam, wie meine Traumerscheinung es voraussagt hatte. Belfort fiel, unser Regiment zeichnete sich besonders im Kampfe aus, und ich wurde von einer Kugel getroffen, die an dem schweren, silbernen Etui abprallte, indem sie nur eine Beule hinterließ. Ohne das Etui wäre sie durchs Herz gegangen.

Von dem Augenblick an glaubte ich, daß ich Dora von Decken nicht gleichgültig sei.

Als nach dem Friedensschluß die Regelschen Truppen wieder in K. einmarschierten, stand Dora auf dem Balkon. Sie trug das weiße Kleid, das ich im Traum gesehen hatte, und den Strauß roter Rosen, den sie auf unser Regiment herniederstreute.

Einer meiner Besuche daheim galt Deckens, bei denen ich dann häufiger ins Haus gezogen wurde. Ich hatte nicht von meinem Traum und der wunderbaren Rettung vor Belfort erzählt.

Im geheimen beobachtete ich aber Dora und meinte, mich nicht zu täuschen, daß meine damals gefaßte Meinung richtig sei. Sicherlich war ich ihr nicht gleichgültig, und ich wartete nur auf den günstigen Moment, um sie darnach zu fragen.

Eines Tages, als ich wieder eingeladen war, traf ich Dora allein im Garten, und da konnte ich mich nicht länger zurückhalten.

„Wissen Sie auch, gnädiges Fräulein,“ fragte ich, „daß Sie mir vor Belfort das Leben gerettet haben?“

„Ich — Ihnen, wie wäre das möglich?“ Sie errötete tief und sah mich verwirrt an.

Nun erzählte ich ihr die Geschichte meines Traumes, der sie aufmerksam lauschte, und ergriffen sagte sie:

„Wie wunderbar ist das! Es gibt doch Zusammenhänge, von denen man nichts ahnt. Nun will ich Ihnen auch etwas vertrauen. Vielleicht acht Tage vor dem Fall Belforts träumte ich drei Nächte hintereinander, daß Sie im Kampfe bei der Einnahme durch die linke Brust geschossen würden. Dieser Traum verfolgte mich bis in den hellen Tag hinein, und vergeblich zerbrach ich mir den Kopf, wie ich Sie warnen könnte. Aber wie soll man im Krieg einen Menschen vor Kugeln schützen? Nach dem Fall Belforts las ich doch mit großer Spannung die Toten- und Verwundetenlisten und atmete froh auf, als ich Sie nicht darunter fand. Ich lachte mich aus, daß Träume mich so hatten packen können.“

„So haben sicher Ihre schützenden Gedanken mir den Traum gebracht“, erwiderte ich bewegt. „Sie haben mein Leben gerettet, es gehört Ihnen. Wollen Sie es annehmen?“

Wie die Sache sich weiter entwickelte, brauche ich nicht mehr zu erzählen, aber, schloß der Oberst lächelnd, „habe ich nicht recht, wenn ich sage, daß ich meine Frau nur nehmen konnte, weil sie in meinen Rocktaschen so gut Bescheid wußte.“

Zur Revanche.

Hauptmann von Spanner hat während der Manöver Quartier bei Isidor Gummiband „Magazin für moderne Herrenbekleidung“ erhalten und ist außerordentlich zufrieden damit. Und auch Isidor Gummiband ist sehr zufrieden mit seinem Herrn Hauptmann; denn dieser hat ihn, auf seine Bitte hin, schon des öfteren an Orte hinverwiesen, von denen aus er die Schlachten ganz ausgezeichnet beobachten konnte. So auch am letzten der Manövertage. Isidor steht auf einer bebuschten Höhe und sieht alles prächtig.

Endlich bläst es „das Ganze halt!“ und Isidor, der das schon kennt, will eben den Hügel verlassen, als auf ein neues Signal hin die berittenen Offiziere von allen Seiten auf seinen Standpunkt losstürmen — zur Kritik. Er drückt sich ab, da er nicht mehr ausweichen kann, unter einen Busch und hört auf diese Weise die Kritik mit an. Und in dieser Kritik wird sein Hauptmann, der heute zur Probe ein Bataillon geführt hat, von Seiner Exzellenz ganz unbarmherzig heruntergekanzelt.

Am nächsten Morgen nimmt der Hauptmann von ihm Abschied, dankt für gute Unterkunft und sagt zum Schluß: „Ich wäre wahrhaftig froh darum, wenn ich wüßte, wie ich mich Ihnen gegenüber revanchieren könnte!“

Da denkt Isidor Gummiband einen Augenblick nach und meint dann: „Nu', Herr Hauptmann, wenn Se in der nächsten Zeit sollten gebrauchen Zivilgarderobe, denken Se an mir!“

— Zweifelhafte Schmeichelei. Baron Mikosch: Wie lange sind Sie, Gnädige, schon verheiratet?

Frau: Zwei Jahre.

Baron Mikosch: Wos? Erst zwaij Johre? Schode! Sie hätten können ajnen Monn gonz gut schon zwonzig Johre long glücklich machen!

— Aus der Schule. Lehrer: Was ist das Haar?

Vorerst tiefes Schweigen. Dann streckt sich siegesbewußt ein Fingerchen in die Höhe und resolut antwortet ein kleines Mädel: „Das Haar ist ein Kopfgewächs.“

Kaktusleck in Michigan.

Die Kaktusen stehen dort Gleichung ein heit zahm fallen.

Michigan gehört zu den Staaten, von denen man längst alles zu wissen glaubte. Daß in einem gewissen Strich im westlichen Teil Kaktuspflanzen so üppig wachsen, wie nur irgendwo in unserem fernen Südwesten, und daß dies mit einer vorgeschichtlichen Siedelung von Tolteken in Verbindung gebracht haben soll, dürfte auch vielen „Michiganern“ unserer Tage neu sein.

Eine Reihe Jahre hindurch hatte allerdings eine Legende gespukt, daß Kaktus irgendwo im nördlichen Teile des County Muskegon wild wachse. Vor noch nicht sehr vielen Monaten brachte auch ein Magazin einen längeren Artikel darüber, der aber keine genauen Angaben über das betreffende Land enthielt, so wenig wie die früher verbreiteten Geschichten meistens geboten hatten.

Unter Indianern war schon vor Generationen eine Ueberlieferung im Umlauf über einen Rest der alten Tolteken von Mexiko oder Arizona, welcher vor den siegreichen Azteken weit in den Norden zurückgewichen sei und hier Kaktus sowie Mais angepflanzt, sich schließlich im County Muskegon ein dauerndes Heim geschaffen habe, endlich aber — lange darnach — von einem der kriegerischen Sioux-Stämme vollständig vernichtet worden sei. Manche der ältesten weißen Ansiedler Michigans hatten solches unmittelbar von Pottawattomie- und Chippewa-Indianern gehört und glaubten fest daran.

Es hieß auch einmal, man habe Kaktus in bedeutender Menge auf der Stätte von Blue Lake Township entdeckt, und dort müsse das Dorf jener unglücklichen Tolteken gestanden haben.

Naturforscher griffen diese Ueberlieferung auf und suchten die Region vom Blue Lake und das ganze nördliche Ende vom County Muskegon gründlich ab. Sie fanden jedoch mit Ausnahme von ein paar ganz vereinzelten Exemplaren, deren Vorhandensein sich auch sonstwie erklären könnte, nichts von Kaktus. Dies war nicht überraschend, da zurzeit hier Fichten und Zwerg-Eichen längst alles bedeckten, und solches Land keinen Kaktus aufkommen läßt.

So kamen die Kaktus- und die Tolteken-Geschichte in Mißkredit oder Vergessenheit. Ueberhaupt hörten die Lokalpatrioten des westlichen Michigan nicht gerne davon, daß es irgendwo in ihrer Umgebung Striche mit dem Charakter von Wüstenland geben solle. Und doch hat man gelegentlich, nicht gar weit von den Obst-Paradiesen, auch andere Flächen gefunden, die nur mit Flugsand und höchstens noch kümmerlichem Nadelholz bedeckt waren — Flächen, welche auf den ursprünglichen allgemeinen Charakter der Gegend hinweisen.

Neuerdings aber wird mitgeteilt, daß man im County Newaygo auf einem so öden Strich, wie es nur irgend eine Alkali-Ebene des Südwestens sein kann, ganze Acres von Kaktus kniehoch wachsend gefunden habe! Das ist die „Große Prairie“ — auch das benachbarte Postamt Big Prairie ist nach ihr benannt — und man kann sie als die Wüste von Michigan bezeichnen. Sie umfaßt im ganzen hunderte von Acres ebenen Landes, und außer Kaktus sind hier fast nur Büschel langen Wüstengrases da und dort zu finden. Jeder Windstoß treibt den braunen Sand hin und her und weht kleine Teilchen Quarz auf, welche manchmal, gegen das Gesicht und die Hände geschleudert, in die Haut stechen. Was Tolteken mit diesem Kaktus zu tun hatten, muß dahingestellt bleiben.

Alte Ansiedler der Nachbarschaft versichern übrigens, daß einmal der größere Teil dieser Prairie so fruchtbar gewesen sei, wie nur irgend welcher Boden in Michigan, daß jedoch die ersten weißen Besiedler den schnödesten Raubbau getrieben hätten und nach gründlichster Erschöpfung des Landes, dem sie niemals frische Nährstoffe zuführten, wieder weitergezogen seien. Mitten in der Wüstenei findet man noch Gräber vieler dieser Kolonisten, und absolut nichts Grünes bezeichnet sie — nur verfaulte Holzmäler.

— Der russische General Alfred v. Manteuffel ist im Expreßzug Paris—Nizza bestohlen worden. In seinem Abteil lernte er einen Offizier kennen, der sich ihm als Oberst der französischen Kolonialarmee vorstellte, und mit dem er sich in ein längeres Gespräch einließ. Als der General schließlich auf einen Augenblick das Abteil verließ, bemächtigte sich der angebliche Oberst des Handtäschchens des Generals v. Manteuffel und verschwand. Alle Nachforschungen waren vergeblich, und es blieb unaufgeklärt, wie der Räuber aus dem mit voller Geschwindigkeit fahrenden Zuge verschwinden konnte. Die Polizei wurde telegraphisch von dem Diebstahl in Kenntnis gesetzt. In dem gestohlenen Täschchen sollen sich außer einer größeren Summe baren Geldes auch verschiedene wertvolle Schmuckstücke befinden.